



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Pannonische Bilder

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Pannonische Bilder



Was gäbe ich drum, wenn ich jetzt ein gediegenes langes Zitat aus einem antiken Schriftsteller zur Hand hätte, das meiner Berechtigung zum Pannonisten einen ehrwürdigen Stempel aufdrückte und mich der Verpflichtung überhöbe, über solch ein antik belegtes Thema etwas neues vorzubringen. Leider bin ich in diesem Falle mein einziger klassischer Schriftsteller, und das — übrigens sehr wohlfeile — Reisebillet der Kaschau-Oderberger Bahn ist der einzige Berechtigungsschein für mein Unterfangen, fern von allen Hilfsmitteln der gelehrten Welt in einem mangelhaft geheizten, „sommerfrischen“ Zimmer im Gebiete der obersten Waag meinen westlichern Lesern neue Lichter über Ungarns Land und Leute aufzusteken. Aber einen gewaltigen Nothelfer und Bundesgenossen kann ich aufweisen: den Nebel. Zum Greifen lebhaftig lagert er sich vor meinen Fenstern, er verhüllt mir nicht bloß die Lomnitzer und Schlagendorfer, sondern geradezu meine eigne Nasenspitze, es ist bisher das einzige, was ich von der „hohen Tatra“ zu sehn bekommen habe — und er, der dem Kundigen so viele Mythen und Sagen in allen Gegenden des Erdenrunds erklärt, er sollte nicht auch für meine „pannonischen Bilder“ einstehn?

Aber ich will keine Mythen erzählen und in das wallende, wogende, grauweißliche Meer um mich her, das mir die Aussicht ins Land versperrt, keine Spukgestalten und Lügengeschichten hineindichten. Wie graute mir in meiner Jugend vor den wild zerrissnen Thälern und unendlichen Wäldern — dahinten gleich bei der Türkei —, wo düstere Magnatenschlösser, zwischen himmelhochragenden Tannen versteckt, schauerliche Geheimnisse bargen, Räuber das Land durchstreiften, Zigeuner geraubte Grafenkinder in Erdhöhlen schleppten, und vornehme Flüchtlinge als Flößer verkleidet die reizende Waag hinunterschwammen. Jetzt sitze ich selber für ein ganz prosaisches modernstes Zonentarifbillet der Kaschau-Oderberger Bahn in diesen zerklüfteten Bergen unter den hochragenden Tannen ihrer unendlichen Wälder. Ich weiß, daß es hier noch ziemlich weit ist bis zur Türkei, daß die Magnatenschlösser auf der Andrassystraße in Pest stehn und keineswegs düster sind, daß ein „Gorale“ zwar unter Umständen wie drei Räuber aussehn kann, aber sich selber zu fürchten pflegt wie zehn Hasen, daß die Zigeuner an ihren eignen Kindern genug haben, um

sich noch mit Grafenkindern zu schleppen, und daß die frühern Flößersflüchtlinge gegenwärtig ihren ergebensten König in ihrer selbständigen Hauptstadt zum fünfundsanzigjährigen Krönungsjubiläum verurteilen.

So wird alles vernünftig und aufgeklärt in dieser fortgeschrittensten der möglichen Welten. Nur das Wetter nicht! Das bleibt romantisch, was so viel heißen will, als „zum Rückschritt anregend,“ „unberechenbar,“ „schmutzig.“ Aber eben deshalb hat es sein gutes, dieses verflixte Wetter. Man kann darüber noch reden. Sonst über nichts mehr in der Welt. Es ist alles so wohlpolizirt, selbstverständlich, reglementmäßig nichts sagend, wie eine Nummer des Reichsanzeigers oder der Orientexpreszug. Der dicke Viehhändler aus Großwardein, der in Ezolna einstieg, hatte ganz Recht, als er bemerkte: „Es giebt nur zwei »Faktoren,« die in Frage kommen, den Saatenstand und die Grenzsperr!“

Er hatte einen großen Haß gegen die modernen Einrichtungen, dieser Romantiker des Schlachthofes, dieser Skeptiker der Trichinose, der diese Krankheit lediglich als eine Erfindung tierärztlicher Gewinnsucht darstellt, dieser Magnat und Bannerherr ungezählten Hornviehs zwischen Leitha und Waag; einer von jenen Ösmagyaren, „die mit Arpad ins Land kamen“ und zwischen Pferden, Schweinen und Rindern sich den erhabnen Glauben bewahrten, der sich zwischen Akten, Folianten und diplomatischen Notizen so leicht verliert, den Glauben an die Freiheit, das heilige Menschengut, das den Ungarn anvertraut ist als ein Palladium zur Aufbewahrung für alle kommenden Geschlechter. Denn man muß wissen: Als der Großherr, der Vater des Unglaubens und der Tyrannei, vom Teufel und seinem Lügenpropheten angestiftet war, die Völker in Ketten zu schlagen und keiner sich ihm zu widersetzen wagte, als der Kaiser in seiner Hofburg zitterte und bangte und der Pole in hellen Haufen in seine dicken Wälder floh, da berief Gott den Arpad mit seinen Scharen und schickte sie auf ihren schnellsten Rossen in die weiten Ebenen zwischen der Donau und der Theiß. Dort standen sie und baten Christus um ein Zeichen, daß er ihnen beistehn wolle im heiligen Kampfe gegen die Ungläubigen und Unterdrücker. Nichts war da, was sie beschützen konnte, keine Burgen auf dräuendem Felsen, keine dichten Wälder, keine Höhlen mit sichern Verstecken. Nur die Ebne breitete sich um sie aus, weit und frei wie die Decke des Himmels, und im Winde schwankten und rauschten die Grashalme auf der unendlichen grünen Fläche. Da erschienen die Feldzeichen der Unterdrücker am Horizont, und mit Wutgeheul stürzten sich die Tyrannenknechte auf die unbewehrten Söhne der Freiheit. Und siehe, es geschah ein Zeichen und ein großes Wunder. In ihrer Not kauerten sie sich nieder und griffen zu den Grashalmen zu ihren Füßen. Und die Grashalme wurden scharfgeschliffne, blitzende Schwerter in ihren Händen, sie schlangen sie auf die unzählbaren Haufen ihrer gewappneten Bedränger, und die Schwerter durchdrangen den

härtesten Panzer und durchschnitten die festeste Kette, kein Arm ermüdete, der solch ein Schwert führte, und am Abend des Tages färbten Ströme von Blut die grünen Flächen, und darauf blinkten hell und rein und ohne Flecken die glänzenden Schwerter der Freiheit.

Kann ein Viehhändler ein Symbolist sein? Und ist ein Schlachthof wohl das geeignete milieu zum Ausspinnen so tiefsinniger Bilder für das Höchste und Heiligste, was Menschenbrust bewegt? Ihr aufregenden Farben des Ungarnbanners, wie beruhigend erscheint ihr mir, seit ich diese unbewußte Deutung eures etwas stark allgegenwärtigen Zaubers kenne! Und das edle Volk, das mit dem lieben Vieh zu thun hat, bis herab zum schmutzigsten Schweinetreiber im Bakonywalde von weiland König David angefangen, der sich bekanntlich auch beim lieben Vieh auf die Befreiung seines Volks vorbereitete — wie geistig groß und erhaben erscheint es bei seiner irdisch ange-dufteten animalischen Beschäftigung! Es ist kein Kompliment für die Regenten, daß sie bei den Menschen nur die Tyrannei lernen und „von den Herden“ weggenommen werden müssen, um im Notfall was zu tangen. Ach, alle gute und edle Frucht auf dieser irdischen Erde braucht recht hundsgemeinen Dünger. So gedeihen denn auch die beiden edelsten Blüten des Menschengeistes, die Freiheit und die Poesie, nur „in einem Thal bei armen Hirten,“ und im Stalle ward seine heilige Frucht zur Welt gebracht, die alles umfassende Liebe und göttliche Gerechtigkeit.

Unter dem männlichen Landvolk, das sich in seinen weißen Wollkitteln und hufähnlichen schwarzen Sandalen, den unförmigen, schweren schwarzen Klumpenhut auf dem haarumflatterten, bartlosen Haupte um die Eisenbahnzüge herumtreibt, verladen wie sein liebes Vieh zu schwerer, schlecht bezahlter Holzer- und Flößerarbeit, unter diesen Halbmenschen und Ganzkerlen findet sich manches höchst merkwürdige Gesicht. Jedem fällt das auf, der durch diese Gegenden reist. Es sind Gestalten wie aus den Bildern der alten deutschen und niederländischen Meister, die sich um den gekreuzigten Christus, den auf-erweckten Lazarus oder sonst irgend eine aufregende Szene der biblischen und evangelischen Geschichte drängen. Tiefenste, kühne, auch trozige, selbstherrliche Gesichter von einer ganz eignen, schwer faßlichen und noch schwerer zu erklärenden gebändigten Wildheit. In einzelnen dieser Köpfe erreicht der absonderliche Typus eine wunderliche Höhe von niederschmetterndem, beherrschendem Kraftbewußtsein. Große, geschlossene Bewegungen, unerschütterte Haltung, starr angespannter, stetiger Ausdruck, das Pathos der Entbehrungsfähigkeit und des Todesmuts. Sie bedürfen nichts. Sie spinnen sich ihren Wollkittel und ihr grobes Leinenhemd allein, zimmern sich selbst ihre Blockhütte und schroten selbst den Mais für ihr kärgliches Mahl. Dafür setzen sie ihr Leben aufs Spiel. Der aufgeregte Fluß rafft sie im Frühjahr zu Scharen dahin und fordert seine Opfer vollzählig durch das ganze Jahr. Aber sie sind zu-

frieden. Sie wollen nichts weiter als kämpfen und untergehen gegen die elementaren Gewalten, die den Menschen zu bezwingen streben, den Freigebornen der Schöpfung.

Auffällig ist die Farblosigkeit der Tracht in diesen Gegenden. Schwarz und weiß, wie das preußische Todesbanner! Die Frauen tragen lange flatternde, weiße Leinenmäntel, die sie unter dem Halse zusammenbinden, weiße Kopftücher und schwarze Schürzen. Sie sind gar nicht schön, ungleich den Männern, völlig uninteressant. Schon dies könnte uns in der Ansicht bestärken, daß wir es hier nicht mit stammechten Slawen zu thun haben, diesem farbenfrohesten, leichtlebigsten, genußfreudigsten Menschenschlag mit den liebenswürdigen Manieren und den schönen Frauen. Was sind sie eigentlich, diese seltsamen Menschen mit ihrer angelernten, verdorbenen, aus allen slawischen Idiomen zusammengestoppelten Sprache, ihren langen Schädeln mit den wallenden Heldenmähnen, den sprechenden Augen und dem bartlosen, zusammengepreßten Munde? Könnte man nicht an alte Gothen denken, die vor den Zeiten der Völkerwanderung hier saßen, und deren versprengte Nester man an den äußersten Endpunkten ihrer thronstürzenden und thronbegründenden Heldenzüge mit der linguistischen und ethnographischen Laterne mühsam aufspürt? Hier wäre mehr! Vielleicht das alte Volk selbst in seiner uralten Verfassung und seinen angestammten Verhältnissen, der zurückgebliebne Grundstock jener unruhigen Wanderzügler, nur sprachlich gemodelt, aber nicht hinweggespült von der slawischen Völkerwelle; ein ethnologischer Petrefakt aus der antediluvianischen historischen Schicht jener ungeheuern Gotenfürsten, deren Andenken fortklingt in den ältesten Liedern und Mythen der Germanen! War es nicht am Ende dies, was mich so wunderbar berührte an der Erscheinung des steinalten, riesenhaften Hirten mit den nur an den Spitzen ergrauten Lockensträhnen um den aufrechten Hals, der mit seinem spitzen Bergstabe wie mit einer Lanze die dichte Menge zertheilte und mit solch heroisch wehmütigem Lächeln in seine vierte Klasse stieg! Alter Hildebrand, welche Wala hätte es dir geweissagt, und in welchen Runen stand es geschrieben, nachdem du deinen geliebten Herrn verlieren und deinen verblendeten Sohn im Zweikampf töten mußtest, daß du noch einmal würdest vierter Klasse fahren müssen — auf ein Zonentarifbillet der Kaschau-Oderberger Bahn!

Die Landschaft an der Waag ist voller Anmut, mit den feinsten idyllischen Reizen lockend, gelegentlich aber auch durch einen schroffen, kühnen Zug aufschreckend, durch einen gewaltigen Ausblick erhebend. Auch die Romantik der Burgruine fehlt nicht. Zu Paaren grüßen sie sich freundlich oder feindlich auf den Granitfegeln der in der Längsrichtung wie eine der auf ihnen weidenden Rinderherden vorwärtstrebenden Bergzüge. „Die waren alle noch bewohnt in der guten Zeit,“ bemerkte mein romantischer Viehhändler, als ob er von gestern spräche. „Viele flohen da hinauf vor dem Türken und seiner

Macht, Weiber und Kinder. Jetzt wohnt der Uhu drinnen und die wilde Katze. Es ist mancher Schatz da vergraben von den Römerzeiten her." Er zeigte mir wirklich eine römische Kaiser Münze aus Gold, die er als Verloque an der dicken Uhrkette trug. „Die Hirten haben viel dergleichen und verkaufen es für ein paar Kreuzer. Es ist ein gedüngter Boden, Blut und Gold und Gold und Blut! Das giebt ein feines Salz, das das Vieh fett macht. Ungarvieh hat ein besondres Futter.“

Der Fluß, den man in allen Gestalten kennen lernt als majestätischen Ebenstrom, als lieblichen Thalfuß mit sanftgerundeten Krümmungen und buschigen Hängen, als wilden Bergstürzer, der die Ketten der Bergzüge durchbricht und unter schwindelnden Brücken unter uns vorüberschießt, er teilt sich und verliert sich in armbreite Gebirgsquellen. Sommer höher und kälter, wird es, die Lokomotive schleppt pustend und keuchend. Wir sind im Gebiete der hohen Tatra angelangt.

„Noch etwas früh!“ hatte die schöne Dlinka, unsre leider nur allzu flüchtige, aber auserwählte Vertreterin der berufenen Ungarinnenschönheit, ausgerufen, als wir unser Reiseziel, die Tatrabäder, genannt hatten; und ihr Onkel, der Advokat aus einem Neste mit unendlichsilbigem Namen, hatte mit seiner sprech- und lachlustigen Frau Gemahlin lebhaft zugestimmt. Sie machten einen sehr mäßigen Pfingstausflug, um den Blumenflor für die würdige Feier des Kronjubiläums in ihrem unendlichsilbigen Neste aus Lipto-Szent-Miklosz zu besorgen. Eine polnische Freundin der schönen Dlinka, wahrscheinlich frisch mitgebracht aus der Pension in Lausanne, freute sich sehr darauf, bei dieser Gelegenheit einen echten Czardas tanzen zu sehen. Die Vielsprachigkeit dieser jungen Damen war fast so sinnverwirrend als Dlinkas „taufrische“ Schönheit. Ungarisch, deutsch, französisch, polnisch schwirrte es durch einander, am Ende — es fällt mir nachträglich ein — hätte nach alter Ungarnmode auch Lateinisch in dem Konzert nicht gefehlt. „Ich habe gemeint, man spräche in Ungarn nur ungarisch!“ Diese kleinlaute Bemerkung, eine „verdichtete“ Erfahrung aus einem frühern Aufenthalt in Budapest, war mir entschlüpft und hatte mir einen zornigen Blick aus Dlinkas sonst kinderhaft guten, schwarzen Augen zugezogen. Ich hatte es von diesem Augenblick an mit ihrer schönen Ungarnseele verdorben. Es ist eine gute Sache um das Nationalgefühl, aber es erstickt in unsern Tagen die behaglichsten Gemeingefühle und verdirbt die besten Reisebekanntschaften.

So kam es, daß die so freundlich am Horizont der Tatra aufgetauchte Nationalitätserscheinung verschwand, ohne mir sei es auf deutsch, polnisch, französisch oder gar auf ungarisch Adieu zu sagen. Nur die Polin flüsterte nach der verbindlichen Weise ihres Stammes ihr grazioses Au revoir. Wir gerieten, wie angekündigt, allzubald in den dichtesten Tatranebel und haben von da an nur noch Zigeuner und Slowaken, höchstens noch fluchende Rutscher

und Hotelmädchen mit erfrorenen Nasenspitzen, aber keine schönen Polinnen und gar keine Ungarinnen mehr gesehen.

Die eigentlichen Tatrastädte — das Zipser Komitat — sind bekanntlich deutsch oder sollen es wenigstens bekanntlich sein. Belege dafür sind für mich zwei deutsche Blätter, die dort täglich mit Ausnahme der Wochentage erscheinen. Es sind keine Witzblätter, denn sie berichten wesentlich über Tatrareisen, und dabei hört der Spaß gewöhnlich auf. Die vielen Oberschlesier, aus denen sich der Stamm der Tatrareisenden im Kerne zusammensetzt, mögen sie zu ihren Zwecken benutzen. Sonst mahnt nichts an Deutschland, aber auch — etwa bis auf die streng ungarischen Aufschriften sogar in dem kleinen Tatrarium zu Poprad — auch gar nichts an Ungarn. Es ist ein in unsern nationalen Hundstagen erfrischend unnationales Land. Ich will daher über die Herkunft der braven Zipser auch nicht die obligaten historisch-genealogischen Untersuchungen anstellen, denen sich jeder Tatrareiseführer — erster und zweiter Klasse, wie sich die mündlichen Tatraführer dort in hierarchischer Ordnung scheiden — mit der nötigen, von Sachkenntnis nicht getrübbten Voreingenommenheit hingibt. Es ist uns völlig gleichgiltig, ob die Zipser aus Flandern, Schwaben oder Sachsen eingewandert sind, zumal da die, die wir zu kennen die Ehre gehabt haben, durchgehend slowakisch sprechen. Es ist uns noch gleichgiltiger, herauszubekommen, ob sie weiland reformirt, kontrareformirt oder katholisch aus ihrem Lande gejagt worden sind. Denn obwohl sich die Zipser eines eignen Bischofs erfreuen, erklärte unser Kutscher auf unsre heiligsten Beschwörungen, uns nicht den Abgrund hinunterstürzen zu wollen, daß ihn Gott nichts angehe, und daß alles Unsinn sei.

Dagegen möchte ich die prähistorische Hypothese wagen, daß die Zipser ursprünglich Konditoren oder Zuckerbäcker gewesen seien. Nicht in dem Sinne, in dem Sextaner dies von Romulus und Remus behaupten. Nein, in vollem völkerkundigem Ernste. Diese auffallende Sitte, die Häuser rosarot oder safrangelb anzustreichen, läßt doch bündige Schlüsse auf eine eingehende nationale Beschäftigung mit Himbeerauflauf und Pastetchen zu. Auch die Kirchtürme haben in dem Lande so ein appetitlich gequirktes und „in die Form geschlagnes“ Ansehen. Ich möchte diese Spur nicht weiter verfolgen und eröffne sie nur beiläufig, aber mit vollster „Selbstlosigkeit“ unsern ethnologischen Hypothesenjägern und ihrer unerschöpflichen Spürkraft. Doch dürfen sie die „Dobschauer Eishöhle“ nicht in ihre Hypothese hineinmengen, weil das nicht mehr streng wissenschaftlich, sondern ein Kalauer wäre.

Die Eishöhle von Dobschau verdient in hohem Grade ernst genommen zu werden. Nicht bloß wissenschaftlich, insofern sie den Touristen Gelegenheit giebt, die jeweilig in ihren p. t. Führern vertretene Deluc'sche Kaltlufttheorie oder die Schwalbische Kapillarwirkungslehre gegen einander zu verfechten. Wie diese unendlichen Eismassen da wenige Fuß unter der üppigsten Hochwald-

vegetation entstehen und sich erhalten mögen, scheint uns weder die eine noch die andre dieser Theorien hinreichend zu erklären. Genug, daß sie dasind an einigen wenigen auf den Nullpunkt des Thermometers kaprizirten Erdstellen, und daß sie die phantastischsten und verwegensten Bilder und Situationen hervorzaubern können, die unser den Erdpolen gegenüber noch immer so sprödes Forscher- und Dichtergehirn denken und sich vorstellen kann. Vereister kann es selbst am allereifigsten Südpol — der ja eisreicher sein soll als der Nordpol — „gletscherhafter“ auf dem unerstiegenen Dhawalagiri und Kintschinjunga nicht aussehn, als hier mitten im Zuflußgebiet der schönen, blauen Donau. Eissäulen entstehen dort nach Angabe des Führers „im Umsehen,“ wie weiland die Salzsäulen um Sodom und Gomorrha. Aber es müßten Damen von umfassendster Neugierde sein, wenn sie sich darcin verwandeln wollten, denn diese Eissäulen sind von einer erstaunlichen Gestaltungsfülle und nehmen darin nach der Versicherung des Führers stetig zu. Nur die unablässig arbeitende Art kann so die Höhle vor dem allmählichen Übergehn in eine einzige kompakte Eismasse bewahren. Die Macht des Wassertropfens, die einflußreichste unter den erdgestaltenden Faktoren, wirkt auch hier. Leise sickert er durch die engen Spalten des Kalksteins, und dieselben launenhaften Gestaltungen eines regellosen Bildungstriebes, wie in den Tropfsteinhöhlen, zaubert wie dort die Auswaschung und Erweichung, so hier die Ansetzung und Erstarrung hervor. Sie wirkt von den Myriaden funkelnder Eiskrystalle, die wie Christbaum- oder gewisse andre Sterne die Wände und Decken überkleiden und in den Knopflöchern der staatserkhaltenden Besucher vom Nachtwächter aufwärts ein tiefes Gefühl unausgefüllter Sehnsucht erregen; von den Zäpfchen und Zapfen, die wie Spieße und Dolche uns allerorten entgegen starren, bis zu den phantastischen Figuren und Formationen, in deren Deutung der Führerwitz sonst so abenteuerliche Sprünge macht, während er hier, vielleicht in dem Bewußtsein des Überschwangs seines Materials, mit einem trocken wissenschaftlichen: „Der Name thut nichts zur Sache“ zur Tagesordnung übergeht, angemessener ausgedrückt: übergleitet. Denn wir befinden uns hier stets auf „schieferm, glattem Boden,“ dem der Fuß der leicht Verführbaren, wie der Unberührbaren gleich leicht entgleitet. In der That, wir würden Faust nicht raten, seinen Weg „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ über die große Eissturztreppe in der Dobschauer Höhle zu nehmen. Sein Rückbillet in den Himmel büßte er ein, und Mephistopheles hätte am Schluß gewonnenes Spiel.

Nein, es ist ganz gewiß keine Szenerie für Fausts „Zweiten Teil,“ für Helenabeschwörungen, klassische Walpurgisnächte, selige Knaben und rosenpendende Buxerinnen. Aber der nordisch-heidnisch-germanische Faust, der paßt in diese Höhle, in diese Wälder, um den erhabnen Geist anzurufen, der ihm alles, alles gab — die allwaltende Natur zum Königreich, Kraft sie zu fassen, zu genießen —, nur nicht die Ruhe, den Frieden des Genügens. Hier ist der

nötige Kontrast für eine solche Empfindung: eine Starrheit, eine in sich abgeschlossene Selbstfertigkeit, eine alles abweisende Todeseinsamkeit, wie sie kein Ort des Sterbens und der Entfagung sonst darstellt in der daran so reichen Welt. Grabkammern des Willens, Grüste ohne Moder und Verwesungsduft scheinen diese Kataomben des ewigen Eises. Kein Besucher, und wäre er noch so pfingstmäßig angeregt, kann sich dem Schauer entziehen, den alles ganz und völlig Leblose, Daseinsfremde auf den fühlenden Geist hervorbringt. Noch liegt ein Hauch des Unberührten, Unbetretenen, nicht zu Betretenden auf diesen Jahrtausende alten und erst seit zwanzig Jahren dem unaufhaltfamen Menschenfuße erschlossnen Grotten und Gängen. So malt sich die kühnste Märchenphantasie Eiskönigs Palast und die Wohnungen der grimmigen Reiszriesen der nordischen Sage. Ein Böcklinsches Auge für diese unterirdische Welt von weißblauem Gliberglanz, grünlich polirten Grotten, schneeigen Säulen und ungeheuern, fließenden Marmorwänden! Denn der unten liegende mit dem Eise veralgamirte Kalk setzt seine bekannte Zeichnung durch durch alle bedeckenden Schichten, und das charakteristische Schillern des feuchterstarrten Elements giebt jenen unglaublichen Eindruck des flüssigen Marmors.

Aber wir geraten ins Schwärmen, was einem Reiseschriftsteller übel ansteht. Sein Wahlspruch sei, zumal in unsrer naturalistischen Zeit, das Nil admirari! Schwärmerei ist heute nur noch der Reklame erlaubt, und Reklame wird nur dann für anständig gehalten, wenn etwas dabei herauskommt. Aber was ist für mich bei der Fahrt nach Dobschau herausgekommen? Rebel, Regen und aus ihren Erdlöchern einige Rudel halb nackter, friererender Zigeuner. Der Weg durch diese einsamen Langthäler der Ostkarpaten, von denen scheinbar ohne Aufhören eins das andere ablöst, ist sonst sehr lohnend. Sie verbinden alle intimen Reize der deutschen Mittelgebirge mit den größern Zügen, dem freiern Schwunge der Alpenlandschaft. Die gleichförmigen, dichten Wälder, der Mangel an Wasser und menschlicher Ansiedlung geben ihnen ein verschlossnes, melancholisches Ansehen. Bis auf wenige schlechtgenährte Pferde habe ich nichts dort weiden sehn. Unglaublich ist die Armut und das Elend, das man in den paar Slowakendörfern am Wege zu sehn bekommt, und das seltsam zu den auch dort schon nicht fehlenden pompösen Sommerfrischenanlagen stimmt. Es ist die Welt, in der man bettelt, friert und hungert. Es ist kein Wunder, daß die Frauen hier so häßlich und verkümmert sind. Die Ansprüche, die hier an die Frau als das Lasttier der Familie gestellt werden, überschreiten alles erdenkliche Maß. Besonders habe ich mich über die dem rauhen Höhenklima so wenig angemessne Kleidung gewundert. Ein flatterndes, an den Hüften zusammengeschnürtes Staturröckchen, die Füße in hohen Wasserstiefeln — das scheint alles. Es ist schwer glaublich, daß noch etwas darunter sei. Und das bei fünf Grad Reaumur und schneidendem Höhenwind!

Gegen die „Tracht“ der Zigeuner ist dies alles freilich noch Luxuskleidung.

Man kann sich also denken, was dann wohl übrig bleibt. Sie bedecken ihre Blöße durch starrenden Schmutz. Diese Leute wohnen hier unter dem Landvolk weniger wie Parias, als wie abergläubisch geduldete Tiere. Ich mußte an die durch Schopenhauer berüchtigten heiligen Affen von Benares denken. Eine Art von verfluchter Unverletzlichkeit, ein schlimmes tabu knüpft sich überall an das trübselig interessante Volk. Ihre Sprache, die nach Indien, ihre Körperbildung, die nach Ägypten, und ihr Charakter, der unweigerlich ins Zuchthaus weist — eine wunderliche Zusammensetzung von Rätseln, die ihre Lösung hartnäckig versagen. Wenn in diesem Volke sich eine der vielberufenen historischen Ideen verkörpern sollte, so ist es ohne Zweifel die der Faulheit. Die Zigeuner haben sich gegen die Gesellschaft verschworen, an dem seit dem Sündenfall eingerißnen Vorurteil der Arbeit nicht teilzunehmen. Vielleicht sind es die direkten Nachkommen Adams und Evas. Sie führen ihr paradiesisches Dasein weiter unter nichts weniger als paradiesischen Zuständen. Wie groß muß die Faulheit jenes herkulisch gebauten Jünglings mit der Sackleinwand um die Blöße sein, daß er sich nicht, wenn nicht vor Frost, so wenigstens aus Eitelkeit ein paar Kreuzer zu einem Hemd verdient? Man wende nicht etwa die Thesen des Arbeitsmarkts zu seinen Gunsten an. In diesen Strichen der Erdoberfläche verlieren Malthus und Marx ihre Geltung. Da giebt es wenig Menschen, man braucht die paar Hände, die da sind. Aber lieber nackt in Erdlöchern wohnen und alle List und Findigkeit mit Daransetzung von Leib und Leben aufs Stehlen konzentriren, als eine zwingende Arbeit verrichten! Die ungarischen Zigeuner sind keineswegs ungeschickt. Ihr Hufbeschlag ist gesucht, führt sie aber alsbald wieder auf die „freiere“ Kunst des Roßtauschens.

In den Dörfern haben sie eine Art galerie ignoble inne, nämlich eine Flucht durch Latten gekennzeichneter Erdlöcher, die sich am Abhang über den Dorfhütten hinzieht. So habe ich es wenigstens auf der Durchfahrt angetroffen. Eine treffende Illustration für ihre Ansprüche im großen Welttheater. Diese schmutzigen Slowakenhütten da oben in den Karpaten scheinen schon der letzte erdenkliche Platz. Aber drüber hinaus giebt es noch einen, o einen trübseligen Platz zur Bewältigung einer so tragischen Geschichte wie das Leben! Aber er gefällt den Leuten. Es ist ein Freiplatz!

Wie sich diese Rassen in jenen Dörfern gegenüberstehn, kann man sich schwer einen größern Gegensatz denken. Die flachsblonden, breitstirnigen, starkknochigen Germanoslawen, und die braunen, schlankbeweglichen, dunkeläugigen Kinder des Südens mit dem kohlschwarzen Gelock, der hamitisch aufgestülpten Nase, der niedern, zurückliegenden Stirn. Bis auf den erwähnten jungen Mann, der an den arabischen Typus heranreichte, habe ich kein hübsches oder gar schönes Gesicht unter ihnen gesehn. Unter den Kindern findet man wahre Affenphysiognomien, daneben auch interessante und namentlich drollige Bubengesichter, die für unsre italienischen maroni- und figuri-Bekäufer passiren

könnten. Daß die Rassenmischung nicht ausbleibt, dafür sorgen die Zigeunerinnen. Schmutzig blondes Haar auf so einem Zigeunerschädel wirkt hochkomisch. Am Betteln beteiligt sich übrigens die blonde Rasse ebenso ausgiebig, wie die schwarze. Doch wird es durchaus gesondert besorgt. Die Bauernkinder haben ihren Hunger, und die Zigeunerkinde kriechen unter den Treppen und Einfahrten der Herberge herum. Auch bei Schlägereien bleibt man unter sich, was gewiß die freundlichste Gestaltung der Rassenabsonderung bedeutet.

Die stolzeste Erscheinung in diesen Dörfern sind die jungen Burschen, eine Art Sclachta und freie Adelsgenossenschaft, die in der Herberge repräsentirt, faul herumsteht, raucht, trinkt, schwätzt und spielt. Kräftige, kühne Gestalten mit einer Art Rest von einem Panzer um Brust und Hüften, einem Gurtgehänge, das in vier, fünf Reihen mit ringsherum laufenden Messingplatten beschlagen ist. Einen andern Zweck, als martialisches Aussehen zu befördern, scheint die Sache nicht zu haben. Die Burschen scheinen harmloser, als unsre Oberbaiern. Einer Kauferei habe ich nicht beigewohnt. Fürs Boyen wäre jener Gurtpanzer gewiß ein trefflicher Schutz der zumeist bedrohten edlern Teile. Die einzige thätliche Auseinandersetzung, deren ich ansichtig wurde, lief sehr zahm ab, als nämlich die Herbergswirtin einen der Dorfelegants, der sich allzu nahe an ihrem Holzverschlag, dem Verschleißorte ihrer Cigarren und Spirituosen, zu schaffen machte, mit einem energischen Ruck zur Seite abwarf. Der junge Ritter taumelte, fiel unter dem unbändigen Gelächter seiner Genossen und stand mit einem slawischen Kosewort, das sich nicht gut wiedergeben läßt, wieder auf. In Pasing wäre dies das Zeichen zu einer ungeheuern Keilerei gewesen.

Die Holzverschläge sind stehend in den großen Herbergsstuben. Sogar die Küche, die sich auch darin befindet, hat einen solchen. Das Holz ist überall in mächtigen Bohlen ausgefichtet. Von kolossaler Größe sind auch die an den Wänden hängenden Steingutgefäße. Der Eindruck des Urzeitmäßigen, Prähistorischen wird in diesen Blockhütten vollständig. Neben den Herbergen befindet sich ein Holzschober, Schuppen oder Stadel, dessen ganze Quierwand aus beweglichen Flügeln besteht. Er dient, soviel ich sehn konnte, lediglich der Unterkunft der Fuhrwerke, die mit Sack und Pack, auch mit den Fahrgästen, wenn sie es nicht vorziehen, auszustiegen, hier einfahren und angeschirrt stehen bleiben. Viel Raft brauchen diese Bergpferde nicht. Es ist zu verwundern, wie sie die halbsbrecherischen Rehren bei jeder einigermaßen erträglichen Steigung im Trab und bergab im Karriere zurücklegen. Zwei schiefgeschlitzte Fenster über der Einfahrt, die an Mongolenaugen erinnern, habe ich bei diesen Stationen stehend vorgefunden.

Die hohe Tatra, schon ganz allgemein als Bergland betrachtet, kann sich wohl mit den schönsten Partien der besuchtesten Gebirgsländer messen. Den Ostdeutschen bietet sie in verhältnismäßiger Nähe und bei dem großen Ent-

gegenkommen der ungarischen Bahnen für billiges Reisegeld ein Alpenland von gewaltigem und eigenartigem Charakter. Was sie hier besonders auszeichnet, ist das nahe Beisammenliegen der wesentlichen Punkte, sodaß ein dreitägiger Aufenthalt an Ort und Stelle schon in ausgiebigster Weise lohnt. Man macht die drei Tatabäder (Tatra-Füred, Uj und Also-Tatra-Füred), die der Deutsche unter dem Gesamtbegriff Schmecks kennt, zum Ausgangspunkt. Dann steigt man gewöhnlich in dem Gehänge und den Zwischenthälern der großen Spitzen herum, die sich hier zu mächtigen Abstürzen nach Süden sammeln, während sie sich nach Norden in einem weiten Vorbergland verlieren. Von Osten nach Westen sind es die Lomnitzer, die Schlagendorfer, die Gersdorfer und die Tatra Spitze. Man schließt mit dem See von Czorba, dem größten und am weitesten ins Thal vorgeschobnen der unzähligen Alpenseen, die die Tatra bedecken, und die man dort wunderlicherweise, so völlig vom Meere abgelegen, im Volksmunde „Meeraugen“ nennt. An den Spitzen hat sich der Fürwitz des Sports noch nicht viel gerieben. Sie geben keine angemessnen Höhen zum Einschneiden in die Bergstöcke, welcher Bergfex würde sich mit der Höhe der Zugspitze zufrieden geben? sind aber zum „Abstürzen“ äußerst bequem eingerichtet und werden jedenfalls seltener „genommen“ als die großen Alpenfirnen. Gamsen und Edelweiß fehlen nicht. Die Staffage ist da, es fehlen nur die Katastrophen. Sommer rauf, meine Herrschaften vom deutsch-österreichischen Alpenverein!

Schön gesagt, wenn es ginge! Was ich mir vorläufig mit Gefahr meines Lebens oben geholt habe, sind Zahnschmerzen und nasse Füße. Nebenan im Spielsaal wird auf ungarisch Billard gespielt und dicht neben mir auf slowakisch die Cavalleria rusticana. Es ist noch gar nichts gegen das, was ich gestern Abend in Poprad im Park Huz erlebte, wo ein großes militärisches Blechorchester die Wände eines „Kursaaals“ von der Größe eines geräumigen Taubenschlags von ungarischen Rhapsodien erdröhnen ließ. Und die Ungarn überdröhnten es noch mit Cljen und Händeklatschen. Gesegnete pannonische Nerven! Wenn ich euch mitnehmen könnte ins „schwäbische“ Land! Und die pannonischen Magen, deren Tüchtigkeit man nach der Größe der Portion Ziptauer bemessen mag, die einem hier vorgesetzt wird. Ach, bei uns giebt es menschlich und nicht bloß ungarisch lesbare Zeitungen, Bücher, Klaviere und noch feiner gestimmte Nerven. Alles Dinge, von denen in Tatra-Füred keine Rede ist. Aber wo findet man Freiheit ungarisches, pannonische Nerven und pannonische Magen!

Keine Hütte ist hier so — klein kann man nicht sagen — aber so dreckig, in der uns nicht ein durchaus veraltetes Herrenmodebild an die Auslage eines stark rückschrittlich gesinnten Schneiders gemahnte. Man erwartet in den Unterschriften die üblichen geheimnisvollen Aufschlüsse über „elegante lange Herrenröcke aus Ia Bukskin, neueste Herbstmode“ (von 1840) oder „eng-

anliegende Taillejackets mit Schnüren, Façon à la Schillsches Freikorps“ und dergleichen, aber nein — es ist Fraihait ungorisches, was hier verherrlicht wird. Es sind die Kämpfer, die mit der Kraft ihrer Lungen Radetzky's Bataillone niedergedonnert haben, die Helden, die Nikolaus Zorn wie eine Portion Liptauer verdaut und die Nerven eines österreichischen Erzherzogs bis zur Gegenkrönung angegriffen haben: die Männer von 48, Kossuth, Deak Ferenz und Genossen, Leute mit unglaublich langen Fortschrittsbeinen, Westen, geschwellt von politischem Bewußtsein und so lang wie eine Verfassungsrede. Sie sehen aus, als schritten sie über den grünweißroten Erdball, „Globus ungorisches,“ und hielten Reden in einer unendlich vielfältigen Sprache, „ungorische Sproch,“ und gäben allen Völkern die Freiheit, sie anzuhören.

Für jetzt freilich liegt Nebel über dem ungarischen Globus, und Sklavensinn beherrscht „nach Schiller“ die Erde. Aus diesem kann man nicht gut heraus, oder „du müßtest die Welt räumen.“ Aber aus dem Nebel kann man heraus. Ich will mich überzeugen, ob es wirklich in der ganzen Welt regnet! Fast hat es den Anschein, ebenso wie man offenbar in der ganzen Welt die Cavalleria rusticana spielt. Sanos! die Pferde aus dem Schlage! Zum Zuge nach Poprad, Richtung Oderberg! Nichts für ungut, lieber Leser, daß ich mir meine Langeweile auf deine Kosten vertrieben habe. Pannonischer Nebel! Lerne ihn nie kennen, oder du lernst begreifen und machst es nach. Man kann litterarisch noch so charakterfest sein — niemand kennt sich selbst.



## Weltgeschichte in Hinterwinkel

Aus den Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Schneiderlehrlings

Don Benno Rüttenauer

### Drittes Kapitel

Don drei Helden auf einem Heuboden



Ich kletterte nun von meinem Wagen herunter und sah mir die Umgebung etwas näher an, besonders die Soldaten. Die machten einen sehr friedlichen Eindruck; sie schlenderten in ihren „Holzmützen“ behaglich die Straßen auf und ab und rauchten ihre Pfeifen dabei. Einige sprachen von den Preußen, und wie mir schien, nicht mit Hochachtung. Angst und Schrecken bemerkte ich nirgends, alles schien heiter und wohlgenut, nur die Gesichter der Bürgerleute zeigten